

Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden =
Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 42 (2016)

Heft: 1

Artikel: Was das Gute auch in der Soziologie verloren - und vielleicht auch
gefunden hat

Autor: Rychner, Marianne

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-893859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was das Gute auch in der Soziologie verloren – und vielleicht auch gefunden hat

Marianne Rychner*

Was ist das Gute *in* der Soziologie? Zunächst: Was ist das Gute überhaupt? Angefangen bei der alltäglichen Deutung: Gut ist ein Essen, aber auch das Prädikat, das in der Schule mit Note 5 quantifiziert wird. Also ein Sechstel besser als genügend, aber etwas mehr dürfte es doch sein, wenn auch im Lehrkörper meist umstritten ist, was es denn genau noch braucht für die Note 6, also das «hervorragend», die «Exzellenz». Letztere ist – ein gesellschaftliches Phänomen und damit im Zuständigkeitsbereich der Soziologie – inzwischen zum Ausgangspunkt jeglicher Selbstanpreisung geworden, nicht nur in Hotelservice, Qualitätsmanagement und Wein-Degustationen, auch in der Wissenschaft. Dort aber nicht etwa, wie es durchaus plausibel wäre, als nachträgliche Bewertung für eine bereits erbrachte Leistung, sondern als Schein mit dem Anspruch auf Sein. Zum Beispiel in allerhand «Exzellenzclustern», eine Bezeichnung, welche oftmals die Voraussetzung darstellt, damit Fördermittel gesprochen werden.

Der Eingangsbereich zum Exzellenzcluster «Normative Ordnungen»: Normativität also als bemerkenswerte Gleichzeitigkeit von kontrovers zu diskutierendem Gegenstand und selbstzuschreibender Präsentation. Die Glatteiswarnung gilt der Alltagspraxis.

Gut ist aber auch das Gegenteil von Böse, aber: Achtung, da wird es philosophisch oder gar theologisch. Und gut ist auch die Basis von dessen Steigerung: Gut, besser, am besten. Und was hat es auf sich mit dem Besseren als dem Feind des Guten, gerade in der Soziologie? Hängt die Frage am Ende damit zusammen, ob gute Soziologie nur gut zu sein braucht oder ob sie auch nützlich ist wie etwa die Ingenieurs- oder die Tourismuswissenschaften?

Die Frage ist so grundlegend, dass gute (!) Antworten darauf sowohl aktuelle als auch historische Gültigkeit beanspruchen müssen. Etwas Distanz kann nicht schaden, daher soll zunächst ein Blick zurück gewor-



Abbildung. Ein Eingangsbereich zum Exzellenzcluster «Normative Ordnungen»: Normativität also als bemerkenswerte Gleichzeitigkeit von kontrovers zu diskutierendem Gegenstand und selbstzuschreibender Präsentation. Die Glatteiswarnung gilt der Alltagspraxis.

fen werden auf die mögliche Biografie einer in der Schweiz lebenden Soziologin um die 50 – es kann, muss aber nicht, ich selber sein. Die Gleichzeitigkeit und Ambivalenz von Allgemeinem und Besonderem dieser exemplarischen Wahl ist an sich schon sehr soziologisch. Wer also mitten in der Pubertät der späten Siebziger, frühen Achtziger Jahre durch Berns Altstadt zog, auf der Suche nach allem, was entweder verboten war, oder nach Weltverbesserung (Achtung, Steigerungsform von «gut» im Wort enthalten) klang, erlag früher oder später dem Bann der «Buchhandlung für Soziologie». Nicht unmittelbar aufgrund des Begriffs «Soziologie», sondern aufgrund des Angebots im Laden, so wie es zumindest mir in lebhaftester Erinnerung ist: Alter Anarchismus, neuer Feminismus, Revolution, Autonomie, ein bisschen Ökologie bereits, dann Drogen als Erweiterung des unterdrückten Bewusstseins und natürlich Abschaffung von Patriarchat und Monogamie. Gemeinsamer Nenner – oder wohl besser gefühltes – Destillat – von all dem: Alles, vorab die Gesellschaft, könnte auch anders, vor allem: besser sein. Und weil sie es nicht ist, müssen wir handeln, uns nichts vormachen lassen, autonom sein. Diese vage Grundhaltung verband sich also allmählich mit dem Begriff der Soziologie, materialisiert in der aufregenden Buchhandlung. Das Gute oder besser: das Bessere als alles Bestehende hatte also einen Namen, Soziologie schien die Weltverbesserungswissenschaft Nummer eins zu sein. Dass ich 35 Jahre später, inzwischen längst Soziologin, finde, so einfach sei es wohl doch nicht, liegt

* Lindenweg 10, 3027 Ostermundigen.

E-Mail: marianne.rychner@sozioanalyse.ch



Marianne Rychner, Dr. rer. soc., lic. phil. hist., hat in Bern Geschichte studiert, dann in der Verwaltung gearbeitet und in Soziologie doktriert. Heute arbeitet sie als Dozentin an der Hochschule Luzern Wirtschaft und an der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz.

in der Natur der Sache. Und doch war das damalige Missverständnis nicht einfach nur Zufall, ebenso wenig wie es Zufall ist, dass die Buchhandlung inzwischen nicht mehr so heisst, aber immer noch gute Bücher verkauft.

Ob auch heute noch die gelegentlich vorkommende Motivation Soziologie zu studieren, zusammenhängt mit dem noch immer vage mitschwingenden Weltverbesserungspotential, weiss – wenn man hier überhaupt von «wissen» sprechen kann – wohl nur das jeweils Unbewusste dieser Studierenden, dessen Herrinnen und Herren im eigenen Haus sie (die «Akteure») gerade nicht sind – eine Gewissheit, die nicht zuletzt ein gutes Soziologiestudium zu vermitteln hat, denn dazu gehört neben Statistik das Unbewusste als Gegenstand und Erkenntnisinteresse. Daraus geht die zunächst ernüchternde Gewissheit hervor, dass all das, was man selber im Leben tut und lässt, nicht nur als unverwechselbar Einzige tut oder besser: getan hat, sondern auch als Exemplar einer bestimmten Generation, eines bestimmten Milieus – im erwähnten Fall desjenigen Milieus, welches geprägt war von den allmählich niedergehenden oder (letztlich dasselbe) sich etablierenden Ausläufern der 68er-Generation, welche der Soziologie diesen durchaus ambivalenten Gesellschaftskorrekturauftrag gegeben oder ihn zumindest in den Vordergrund gerückt hat.

Wenn auf das unsystematische Verschlingen von Büchern aus der Buchhandlung für Soziologie ein anständiges Soziologiestudium folgt, ist eine angehende Soziologin zunächst einmal von manchem schwer beeindruckt, ohne später noch genau sagen zu können, wovon genau. Das ist, so ist ihr inzwischen klar, nicht zwingend ein Mangel, denn ein Bildungsprozess besteht gerade darin, dass Menschen nicht die Gleichen bleiben, die sie waren, dass also Transformationsprozesse stattfinden, die nicht einfach nur Wissensbestände anhäufen, sondern diese ebenso unsichtbar wie wirksam werden lassen. Daraus ergibt sich, dass Bildung eine biographisch folgenreiche Sache ist, nicht ein Erfüllen von «Lernzielen», wie etliche Studienpläne inzwischen suggerieren. Geblieben ist aber eine Erinnerung daran, was mich als wohl typische Soziologiestudentin damals faszinierte und zugleich ins Grübeln brachte, weil es viel zu tun hat mit dem Guten, dem Bösen, dem Besseren und Schlechteren, mit der – falschen – Frage nach dem Nutzen einer Grundlagenwissenschaft, wie die Soziologie zweifellos eine ist. Zum Grübeln führte nämlich die Auseinandersetzung mit der ersten grossangelegten, im eigentlichen Sinn soziologischen Studie, den Untersuchungen von Emile Durkheim über den Selbstmord, die er kurz vor Ende des 19. Jahrhunderts

durchgeführt und publiziert hat. Das Wichtigste dabei für Nicht-Soziologen: Durkheim untersuchte den Selbstmord nicht als individuelle Entscheidung, sondern als soziale Tatsache. Als einer der ersten Soziologen überhaupt wertete Durkheim alles aus, was er an statistischen Daten über das Phänomen «Selbstmord» erhalten konnte, setzte es in Bezug zu gesellschaftlichen Fakten wie: Bildung, Konfession, Geschlecht, Alter, Grösse der Familie und Religion. Dabei bildete er Typologien, arbeitete heraus, welche nur vordergründig individuellen Gründe dazu führen, dass jemand Selbstmord begeht oder nicht. Das spezifisch Soziologische daran: Gerade auch Beweggründe, die auf Antrieb rein individuell erscheinen, sind letztlich gesellschaftlich bedingt, Ausdruck sozialer Verhältnisse. Dies gilt nicht etwa nur für den von Durkheim so benannten «anomischen Selbstmord», der hervorgeht aus einem Zustand von zu wenigen oder von kaum verbindlichen oder in sich widersprüchlichen Regeln in einer bestehenden Gesellschaft; ebenso gilt es für den «egoistischen Selbstmord» oder den «altruistischen Selbstmord», bei denen ebenfalls gesellschaftliche Konstellationen verantwortlich sind für die Beweggründe, die darauf hinauslaufen, dass man sich das Leben nimmt oder auch nicht. Es lassen sich darüber hinaus überindividuelle Zusammenhänge abbilden, wie Durkheim dies erstmals konsequent soziologisch getan hat: Protestanten bringen sich häufiger um als Katholiken und Juden, Männer häufiger als Frauen, Gebildete mehr als Ungebildete, bei Männern eher die geschiedenen und verwitweten, bei den Frauen eher die andern – welche genau: die ledig gebliebenen oder die verheirateten? Hier beginnt meine Erinnerung an die Einführungsvorlesung bei Claudia Honegger lückenhaft zu werden: Ist das wirklich so, oder habe ich mir das im Nachhinein so zusammengereimt? Auch über regionale Unterschiede ist mir noch vage etwas von Appenzell und Ungarn im Kopf, an die Gründe dafür erinnere ich mich nicht mehr und ich schaue auch nicht bei Wikipedia nach, denn auch das selektive Erinnern an Studieninhalte ist eine soziale Tatsache, die nun hier zur Bekräftigung derselben so stehen gelassen werden soll. Wichtig ist die Essenz der durkheimischen Studien: Je mehr soziale Einbindung, desto weniger Selbstmord, auch bei objektiv – scheinbar? – misslicherer Lage. Das macht den Studienanfänger nervös, denn da wird der freie Wille tangiert, ohne aber ganz zu verschwinden. Was heisst das denn konkret? Das ist alles nicht so leicht verdaulich und der neunmalklugen Blitzgedanke drängt sich auf: Kann man durch Wissen von einer Sache das determinierende Element darin überlisten: nach dem Soziologiestudium vielleicht katholisch werden und noch dem örtlichen Sportverein beitreten und damit sein Selbstmordrisiko senken? Funktioniert das? Soziolo-

gische Erkenntnis als Grundlage von Selbstoptimierung ist zwar verlockend, zugleich weiss man schon wenig später: Diese Art rationalistischer Selbstüberlistung würde der Erkenntnis ja gerade deren Boden entziehen. Oder funktioniert es doch? Inzwischen, über hundert Jahre nach Durkheims Forschungen sind zahl- und namenlose statistische Zusammenhänge mit mehr oder weniger plausiblen Deutungen geradezu zum Allgemeinplatz geworden. Was zur vorletzten Jahrhundertwende noch eine durchaus neue, eben soziologische Art zu denken war, ist heute wöchentliche Sozialwissenschaftszusammenfassung in «20-Minuten»: tiefere soziale Schicht gleich mehr Übergewicht und früherer Tod, Frau statt Mann gleich weniger Lohn, Heimkarriere gleich später kriminell, arbeits- und orientierungslos gleich Jihad-Reise und vieles mehr. So einfach und teilweise richtig die Zusammenhänge, so verzwickelt bleibt es, auch heute, wenn es um die Frage geht: Ja, und wo ist nun genau der Hebel anzusetzen, wenn es anders, besser werden soll? Dass die Soziologie doch noch zur Weltverbesserungswissenschaft wird? Oder neoliberaler gefragt: Was nützt das Wissen? Aufs Glatteis gelangt die Soziologie, sobald sie den Anspruch zulässt, unmittelbar nützlich zu sein. Denn dann geht es ganz schnell und ihre Ergebnisse besitzen nur dann Legitimität, wenn eindeutige, technische, allzu oft technokratische Lösungen mit der Analyse mitgeliefert werden. Aber gute Analysen sind nie zugleich Lösungen, denn: Je besser und damit präziser die Analysen sind, desto grösser die erfasste Komplexität und umso weniger eindimensional die Lösung. Nur dann, wenn Soziologie in erster Linie als Grundlagenwissenschaft anerkannt wird, sind auch entsprechend komplexe, theoriebildende Analysen möglich. Solche Erkenntnisse sollen durchaus von der Praxis beherrzt und diskutiert werden, sie sollen auch bei politischen Entscheidungen einbezogen werden. Allerdings gehört dies in den Entscheidungsbereich von Politik und Lebenspraxis, nicht von Wissenschaft, die ansonsten nicht nur ihre Autonomie einbüsst, sondern auch diejenige der Praxis unnötig in Frage stellen würde. Das ist allerdings eine Einsicht, welche sich erst später im Studium herausgebildet hat. Als unausgereifte Soziologin neigt man temporär infolge der frisch gewonnenen Erkenntnis zunächst zu soziologischem Determinismus: Die Gesellschaft ist schuld, an welchem Übel auch immer. Das wird aber bald langweilig, weil jegliches Handeln dann zwecklos wird. Es bleibt also nichts anderes übrig, als die Augen zu öffnen für alle möglichen Dialektiken und Wechselwirkungen: Das Allgemeine und das Besondere, Struktur und Wandel und nicht zuletzt Moral, Norm und Devianz als funktionale Voraussetzungen des Sozialen, zugleich aber auch als Ingredienzen individueller Entscheidungen.

Und schon ist man mitten drin im nächsten zentralen Erlebnis eines wohl typischen Soziologiestudiums: Das berühmte Milgram-Experiment aus den 1960er-Jahren (obwohl es von einem Psychologen durchgeführt wurde). Kurz das Wichtigste: Die überwiegende Mehrheit von zufällig ausgewählten Probandinnen und Probanden aus allen sozialen Schichten ist in einem gewissermassen als Experiment getarnten Experiment offenbar bereit, scheinbaren Versuchspersonen schmerzhaft, ja lebensbedrohliche Stromstösse zu verabreichen auf Anweisung der Leiter des Versuchs – ohne äussere Notwendigkeit, nur in der autoritären Unterwerfung unter Versuchsanordnung und Befehlsausgabe. Das inzwischen auch von neuem durchgeführte Experiment belegt nicht nur, wie schnell das Gute im Sinne der uneigennütigen Bereitschaft, sich an interessanter Forschung zu beteiligen, unter bestimmten Rahmenbedingungen (auch soziale Tatsachen im Sinne Durkheims) dem Bösen Platz macht, noch bevor die Beteiligten sich das richtig vergegenwärtigen, geschweige denn, so etwas wie einen bösen Willen entwickeln. Das Experiment dient oftmals zur Illustration, wie etwa Diktaturen und andere autoritäre Strukturen funktionieren und sich Menschen gefügig machen.

Die damit verbundene soziologische Einsicht ist eine doppelte und zugleich eine doppelt ungeklärte Frage: Nicht nur ist es ebenso erschreckend wie erklärungsbedürftig, dass die Mehrheit das mitmacht, sich dem Befehl blind unterwirft; es ist ebenso interessant, wenn nicht – gerade in Bezug auf die Suche nach dem «Guten» – sogar interessanter, warum eine beachtliche Minderheit sich weigert, weiter an den Experimenten teilzunehmen, sobald den Beteiligten klar wird, wie menschenverachtend diese sind. Daraus ergibt sich erstens die keineswegs erschöpfend zu beantwortende Frage, was die Widerstandsfähigkeit gegen derlei Versuchungen zur Unterwerfung seiner selbst und anderer ermöglicht und stärkt, und zweitens, welche Rahmenbedingungen die Auswirkungen minimieren, falls diese Widerstandsfähigkeit sich nicht entfalten kann. Aus soziologischer Sicht kann die erste Frage wohl am angemessensten beantwortet werden unter Bezugnahme auf das Konzept der habituellen Dispositionen, die ein Mensch sich im Laufe seines Lebens, insbesondere zu dessen Beginn, aneignet und durch welche die Logik der herrschenden gesellschaftlichen Zustände in ihrem sowohl einschränkenden als auch ermöglichenden Potential gewissermassen durch Einzelne und deren Entscheidungen hindurch ihre Wirkung entfaltet. Das ist dann zugleich die theoretische Antwort auf die praktische Frage nach der Wechselwirkung von Determinierung und freiem Willen. Diese habituelle Disposition, darauf kann bildungspolitisch zumindest im Prinzip

hingewirkt werden, soll in ihrer Entstehung mehr auf autonomer Entscheidung denn auf autoritären Reflexen basieren. Aber natürlich: schneller gesagt als getan. Und die zweite Frage verweist auf die regulierende und ausgleichende Macht der Institutionen im weitesten Sinne, welche so beschaffen sein müssen, dass die genannten autoritären Mechanismen nur marginal zur Entfaltung kommen können und nicht konstitutiv werden für eine Gesellschaft, wie dies in Diktaturen der Fall ist – was im besten Fall wiederum entsprechend auf die Entwicklung habitueller Dispositionen rückwirkt. Bei all dem spielt natürlich die Ökonomie eine zentrale Rolle. Und trotzdem: Genau prognostizieren, wer wann was tut, kann auch unter günstigen Bedingungen niemand, denn genau das ist die Voraussetzung, dass eben auch die Manipulierbarkeit an ihre Grenzen stößt. Und das ist ja wiederum nicht schlecht.

Wenn also Philosophen und Theologinnen fragen, ob denn der Mensch aus soziologischer Sicht gut oder böse sei, kommt die Soziologin in Verlegenheit, zitiert vielleicht Brecht, obwohl dann im konkreten Fall auch nicht gesagt ist, wann und bei wem denn welches Fressen vor welcher Moral kommt. Oder sie beansprucht Adorno als Soziologen, denn er skizziert einen bemerkenswerten Zusammenhang zwischen der Materialität von Gütern und postulierter moralischer Güte: «Gut sein und Gut haben fallen von Anbeginn zusammen. Der Gute ist, der sich selbst beherrscht als seinen eigenen Besitz: sein autonomes Wesen ist der materiellen Verfügung nachgebildet. Nicht sowohl sind daher die Reichen der Unmoral zu zeihen – der Vorwurf gehört von je zur Armatur politischer Unterdrückung –, als ins Bewusstsein zu heben, dass sie den anderen die Moral darstellen. In ihr reflektiert sich die Habe. Reichtum als Gutsein ist ein Element des Kitts der Welt: der zähe Schein solcher Identität verhindert die Konfrontation der Moralide-

en mit der Ordnung, in der die Reichen recht haben, während zugleich andere konkrete Bestimmungen des Moralischen als die vom Reichtum abgezogenen nicht konzipiert werden konnten» [Adorno, Theodor W.: *minima moralia*, 1994 (1951), S. 245].

Dass Autonomie jenseits von allem falschen Bewusstsein nicht nur notwendige Voraussetzung ist, um Gutes zu tun, sondern auch angewiesen ist auf eine entsprechende materielle Basis im ökonomischen Sinne, aber auch im Sinne gesellschaftlicher Anerkennung, zeigt die vom Soziologen Ulrich Oevermann neu formulierte klassische Professionalisierungstheorie: Alle Berufe, die analog zu den klassischen Professionen Krisen stellvertretend für andere bewältigen, können dies nur dann auf so sinnvolle Weise tun, wie es die zugrundeliegende wissenschaftliche Basis möglich macht, wenn die institutionellen Rahmenbedingungen dies zulassen, indem sie die dazu notwendige Autonomie gewährleisten. Deswegen ist es verheerend, wenn technokratische Qualitätsmanagementsysteme Pfleger, Ärztinnen oder Lehrer daran hindern, ihren Beruf so auszuüben, wie es der Sache, um die es geht, angemessen wäre – nämlich fallspezifisch, zukunfts offen und nur sehr beschränkt standardisierbar. Gerade solche Qualitätsmanagementsysteme sind aber wohl die neuen Formen einer vermeintlichen Weltverbesserungswissenschaft – etwas anderer Art allerdings als die, deren Geist die «Buchhandlung für Soziologie» durchwehte. Oder verbergen sich hinter den scheinbar so unterschiedlichen Formen der Weltverbesserung am Ende doch Gemeinsamkeiten? Eine anständige soziologische Frage, der man nachgehen müsste. Sicher ist: Gute Soziologie ist weder Anleitung zur Revolution noch zur Optimierung der Verwaltung. Vielleicht ist sie diejenige Wissenschaft, bei der auf immer wieder überraschende Weise klar wird, dass gut gemeint nicht immer gut ist. ■